

SARAH
DUNANT

DIE
LETZTE
BORGIA

ROMAN



Wenn Cesare Borgia überhaupt einen Vertrauten hat, dann ist es dieser Mann.

Er spürt, wie rasend frustriert der Herzog ist und was in ihm vorgeht. Die Wellen beruhigen sich, der Regen, der gegen die Wand der Kabine peitscht, lässt nach. Offenbar ist das Schlimmste überstanden. Sein Blick begegnet dem Cesares, und er nickt, denn er weiß, was jetzt kommt.

»Ich kann doch nicht der Einzige sein, der genug hat von dem allen, verdammt.« Cesares Stimme ist laut und klar. Er steht auf. »Gibt es hier jemanden, der nicht schwimmen kann?«

Links von Michelotto hebt einer langsam die Hand, zieht sie aber sofort wieder zurück.

»Gut.« Der Herzog grinst. »Dann werden wir heute Nacht alle in Federbetten schlafen.«

»Das blaue Seidenkleid, denke ich, und dazu das Perlenhäubchen.« Sie streicht über die beiden Gewänder, die man ihr hinhält. »Beim Tanzen kommen die Schlitze in den Ärmeln schön zur Geltung.«

Bei den Festlichkeiten hier werden wie immer Gesandte und Spione aus dem ganzen Land da sein, die jede ihrer Gesten bemerken, den Wert jedes Schmuckstücks schätzen, jede Rüsche an ihrem Kleid zur Kenntnis nehmen und alles sogleich per Kurier nach Hause melden werden. Die obszön üppige Mitgift fordert Neid und Hämie geradezu heraus, und es hat Momente gegeben, in denen sie das notwendige Maß an Prachtentfaltung überschritten hat, sodass die Unmenge an Edelsteinen auf ihrer Haut und ihren Kleidern es den Menschen schwer machte, den aufrichtigen guten Willen wahrzunehmen, der aus ihren Augen sprach. Aber sie hat schnell dazugelernt.

»Vielleicht würde zu dem Fest hier das goldene besser passen, Hoheit.«

»Mag sein, aber ich habe es schon einmal in Rom getragen. Stellt Euch vor, wie meine künftige Schwägerin feixen würde, wenn ihr Spion ihr das in seinem Bericht über den heutigen Abend schreiben würde.«

Er ist der Schlimmste von allen. Er ist mit dem Gefolge irgendeines hohen Herrn hierhergekommen, aber in Wahrheit ist er ein Höfling von Isabella d'Este, der Markgräfin von Mantua. Jedermann weiß, dass sie in Dingen der Mode eine unerbittlich strenge Richterin ist und es nur schwer ertragen kann, dass so eine von Skandalen unwitterte Person, die nicht einmal einen ehrlichen Namen hat, ihren hochadeligen Bruder heiraten soll. Der kleine Dicke, der in ihrem Auftrag Lucrezia nachspioniert, hat sich wie eine Klette an sie geheftet, studiert mit besessenem Eifer ihre Garderobe, zählt ihre Juwelen vom größten bis zum kleinsten und schreibt alles in ein Büchlein, das er an einer Kette immer bei sich trägt. Alle lachen über ihn, aber er fürchtet seine Herrin mehr als jeden Spott.

»Ihr hättet sehen sollen, was für Augen er gemacht hat, als ich ihm gesagt habe, wie viele Perlen, Diamanten und Rubine in Eurem roten Gewand verarbeitet sind. Ihm war

bei dem Versuch, sie zu zählen, schon ganz schwindlig geworden.«

Donna Angelas strahlendes Lächeln ist wirklich ein Segen. In den letzten Wochen hat sie all ihren jugendlichen Liebreiz aufgeboten, um sich mit dem Zuträger der Markgräfin anzufreunden, ihn einzuwickeln und mit »streng vertraulichen« Informationen aus erster Hand zu versorgen, damit seine Herrin zuverlässig erfährt, welchen Aufwand an Pracht und Extravaganz ihre künftige Schwägerin zu treiben gedenkt. Man kann diesen Spieß auch umdrehen, und man will ja nicht, dass Isabella die modische Herausforderung unterschätzt, die auf sie zukommt.

»Ich habe ihm weisgemacht, dass ich die genaue Zahl deswegen kenne, weil ich jedes Mal, wenn Ihr das Kleid getragen habt, nachzählen muss, ob auch noch alle Edelsteine da sind. Er glaubt mir jedes Wort, das ich sage.«

Im Gegenzug hat der Mann seinerseits auch ein paar Geheimnisse preisgegeben. Etwa, dass im Palast von Mantua einige illyrische Frauen, Spezialistinnen in der Kunst der Goldstickerei, seit fast zwei Monaten wie Gefangene gehalten werden, um sicherzustellen, dass sie mit ihrer Arbeit rechtzeitig fertig werden. Es wäre natürlich interessant, Näheres über Stil und Materialien des Stücks zu erfahren, mit dem sie beschäftigt sind, aber das hat Zeit bis morgen. Heute geht es darum, Urbino einzunehmen.

Als sie angekleidet ist, bewegen sich die Zofen mit Handspiegeln in einem langsamen Tanz um sie herum, damit sie ihre Frisur inspizieren kann, eine labyrinthisch komplizierte Konstruktion aus Locken und Flechtwerk unter einem mit Perlen besetzten Häubchen, das die fein geformten Ohren frei lässt. Das Mieder umschnürt eng Taille und Brust. Sie holt probeweise ein paarmal tief Luft.

»Keine Angst, Hoheit, die Schneiderin hat die Nähte verstärkt.«

Catrinella, eine nachtschwarze Schönheit mit üppigen frischen Lippen und scharfen weißen Zähnen, ist erst vor kurzem zur obersten Kammerzofe ernannt worden und sehr stolz auf ihre Beförderung. Wie groß sie geworden ist, denkt Lucrezia. Sie war noch ein Kind, als sie in den Haushalt der Borgia kam, gekauft als ein modisches Accessoire für Lucrezias erste Hochzeit. Sie sieht sie im Geist noch vor sich, die Brautschleppe in der Hand, die exotisch dunkle Haut und die weiße Seide inmitten eines Meers von bunten Farben. Und dieses ernste Gesichtchen, grimmig entschlossen, alles genau richtig zu machen.

»Ihr habt abgenommen in den letzten Wochen, Hoheit. Alle sagen, Ihr müsst mehr essen, damit das Tanzen Euch nicht erschöpft.« Sie schnalzt mütterlich besorgt mit der Zunge. Sie spricht mittlerweile fließend Italienisch und zwei spanische Dialekte, beherrscht außerdem perfekt die Sprache der Mode und ist ihrer Herrin in grenzenloser, unerschütterlicher Treue ergeben.

»Mag sein, aber ich muss auch noch atmen können.«

Sie hebt ein bisschen den Saum des blassblauen Kleids an, sodass unter den Spitzen der

Unterröcke die wohlgeformten Fußknöchel sichtbar werden. Sie hat sich vorgenommen, heute Abend mit dem Herzog zu flirten, aber behutsam, um die Herzogin nicht zu verstimmen. Und dann, weil er wegen seiner Rückgratverkrümmung nicht tanzt, wird sie für ihn tanzen, eine keusche Salome, die nichts weiter im Sinn hat als höfische Unterhaltung zu seinem Vergnügen.

Eines fehlt noch. Catrinella, die vor ihr kniet, hat vergoldete Schuhe in der Hand.

»O nein, keine neuen«, stöhnt sie. »Ich trage wieder die von gestern.«

»Das geht nicht, Hoheit. Die hatten Flecken und mussten mit Wasser saubergemacht werden. Jetzt sind sie noch feucht. Wir haben diese hier auf einen Leisten gespannt, damit sie sich etwas weiten, so gut es eben geht.«

Nicht genug. Das Leder kneift brutal ihre armen Zehen.

Das ernste, dunkel schimmernde Gesicht blickt zu ihr empor. »Nach ein paar Runden auf dem Parkett werdet Ihr es kaum noch spüren.«

Lucrezia lacht, denn sie weiß, dass es stimmt.

»Um Gottes willen, was machen die da?«

Der Sturm ist vorbei, aber die gute Laune des Papstes verfliegt, als der Dunst sich lichtet und er Cesares Galeere sieht, die Segel gesetzt hat und auf die Küste zuhält.

»Eure Heiligkeit, Ihr seid vollkommen durchnässt. Kommt in die Kabine, lasst Euch trocknen und wärmen.«

Aber Alexander denkt gar nicht daran. »Heilige Muttergottes, schaut, seht euch das an! Sie halten aufs Land zu! Wissen die nicht, dass da überall Riffe sind? Wenn sie auflaufen, sind sie verloren.«

Zerschmettert zu lauter Kleinholz. Das ist damals passiert: Das Meer hat Prälaten und Höflinge verschlungen und später ihre Leichen an den Strand gespuckt, zusammen mit Kisten voller Kirchengesamt und Kleidung. Und er und alle seine Reisegegnossen konnten nichts anderes tun als zusehen. Es war vor genau dieser Küste hier, in denselben tückischen Gewässern. Gott wird ihm das nicht antun, nein, es wäre zu schrecklich.

»Wir müssen sie aufhalten. Wissen die nicht, wie gefährlich das ist?«

Dieselbe Frage hat der Kapitän sich im Stillen auch schon gestellt. »Der Kommandeur ist ein erfahrener Seemann, Eure Heiligkeit«, sagt er. »Offenbar will er das Schiff näher an die Küste bringen, um das Beiboot auszusetzen.«

Der Papst nestelt an seiner triefnassen Kappe. »Aber das ist doch Wahnsinn! Wie, um Himmels willen, kann er so etwas tun?«

»Ich vermute, der Herzog Valentino hat es ihm befohlen, Heiliger Vater«, sagt der Kapitän ruhig. »Ihr erinnert Euch, wie eilig es der Herzog hatte, nach Rom zu kommen. Wenn das Boot die Küste erreicht, können er und seine Leute sich Pferde besorgen. Corneto ist nicht weit.«

Cesare hat es befohlen. Sosehr der Gedanke den Papst auch erschreckt, scheint er ihm

doch plausibel. Er fasst den Handlauf der Reling fester und stöhnt. Was hilft der ganze Heldenmut, den er im Aufruhr der Elemente an den Tag gelegt hat, wenn er seinen eigenen Sohn nicht dazu bringen kann, ihm zu gehorchen?

»Können wir sie aufhalten?«

»Wir sind zu weit weg. Bis wir bei ihnen sind, haben sie das Boot schon zu Wasser gelassen.«

»Wie gefährlich ist es?«, fragt Alexander leise.

»Wenn der Sturm nicht wieder auflebt und wenn die Leute, die rudern, kräftig genug sind ...«

Wenn. Ein kleines Wörtchen. *Wenn* vor einer Stunde das Schiff vollgeschlagen wäre, *wenn* der Hauptmast gebrochen wäre – auf dem Meer gibt es endlos viele Wenss ...

»Ich bin mir sicher, dass sie heil an Land kommen werden, Eure Heiligkeit.«

Aber auch Alexander denkt gerade daran, was alles hätte passieren können und was wirklich passiert ist. Seitdem er vor all den Jahren Zeuge jenes Schiffsbruchs wurde, hat er einen langen Weg hinter sich gebracht. Er ist zu immer größerem Reichtum und Einfluss gekommen, ist auf den Papstthron gelangt, hat eine Dynastie gegründet, und jetzt herrschen die Borgia über eine Reihe von Stadtstaaten und werden vielleicht bald noch weitere in Besitz nehmen. So viel haben sie schon erreicht, aber es bleibt noch so viel zu tun. So mächtig Alexander auch ist, kann er es nicht allein schaffen. Er hat bereits einen Sohn begraben müssen, der ein Opfer verblendeter Eitelkeit geworden ist, und will nicht noch einen verlieren. Er lässt sich von den Kaplänen ins Deckshaus führen. Nach seinem spektakulären Auftritt während des Sturms braucht er jetzt Stille, um zu beten.

Das Beiboot platscht hart auf, eine Menge Wasser schwappt herein, bevor es sich wieder aufrichtet. Die Bordwand der Galeere ist eine senkrecht abfallende Klippe, noch dazu eine, die sich bewegt. Die Strickleiter schaukelt wild, schlägt immer wieder heftig gegen die Planken des Schiffsrumpfs. Cesare trägt nur ein Wams über dem Hemd, man hat ihm zur Sicherung ein Tau um die Taille gebunden. Bewegungslos steht er da und wartet, neben ihm zwei ausgesucht kräftige Galeerensträflinge, die nach ihm hinuntersteigen sollen, dahinter Michelotto und seine Männer. In der extremen Anspannung seiner Nerven haben sich alle Anzeichen von Seekrankheit bei Cesare verflüchtigt, sein Geist ist geschliffen scharf, seine Sinne hellwach. Wenn der Tod kommt, wird er sich so anfühlen, so klar, so süß, so gleißend. Er weiß es. Wieso sollte er sich vor ihm fürchten?

Er steigt über die Reling auf die Leiter. Er hat grade drei Sprossen geschafft, als die Galeere wild schlingert; er saust durch die Luft und knallt gegen den Schiffsrumpf. Er kämpft den stechenden Schmerz in seinen Rippen nieder und gewinnt schnell wieder das Gleichgewicht, dann stemmt er die Füße gegen die Bordwand, stößt sich ab und lässt sich in kleinen Schaukelsprüngen an dem Tau hinunter ins Boot, wo er zwischen den Riemen zusammenklappt und wie ein Verrückter zu lachen anfängt.

»Es ist, wie wenn man wilde Pferde zureitet«, schreit er triumphierend und hält sich an den Seiten des Boots fest, als die nächste Welle anrollt. »Los, kommt.«

An Deck beobachtet der Kapitän die Männer, die schreien und jubeln, um ihre Angst zu übertönen. Er hat getan, was in seiner Macht stand, um seinen kostbarsten Passagier vor Schaden zu bewahren: Er hat ihm die Risiken des Vorhabens erklärt und die Befehlsgewalt ausgeübt, die ihm noch blieb. Man hatte ihm unmissverständlich klargemacht, was mit ihm passieren würde, wenn er sich nicht fügte.

»Ich würde es als Versprechen auffassen, nicht als Drohung.« Michelottos Lächeln war so dünn gewesen, dass man es fast für eine weitere Narbe in seinem Gesicht hätte halten können. »Der Papst liebt seinen Sohn über alles und hätte kein Erbarmen mit einem Mann, der versucht, sich ihm zu widersetzen.«

Wenn man so vor die Wahl gestellt wird, muss man eben das kleinere Übel wählen – welcher Kapitän will schon angekettet an eine Ruderbank seiner eigenen Galeere in den Heimathafen einlaufen?

»Bringt den Herzog lebend an Land, dann seid ihr frei«, hatte er zu den beiden Galeerensträflingen gesagt. »Wenn nicht, dann könnt ihr euch gleich auch ersäufen.«

Was seine eigene Zukunft betrifft, so weiß er, dass er nie wieder das Kommando auf einer päpstlichen Galeere führen wird. Wenn das Unternehmen gelingt, wird der Herzog ihm zur Strafe für seine Widerspenstigkeit die Karriere ruinieren, und wenn nicht, wird er die Galeerensträflinge um ihr Schicksal beneiden.

»Der Teufel soll diesen Papst und seinen gottlosen Sprössling holen«, denkt er, während ein weiterer Blitz den Himmel über ihnen aufreißt.